

Die Grenze im Kopf
 Prof. Dr. Ingrid Isenhardt
 untersucht die Interaktion
 zwischen Mensch und Maschine
 in der Arbeit. Sie ist
 Professorin für Mensch-Computer-
 Interaktion an der Universität
 zu Köln. Ihre Arbeiten
 befassen sich mit der
 Gestaltung von Mensch-Computer-
 Interaktionen in
 der Arbeit. Sie ist
 Mitglied der Deutschen
 Gesellschaft für
 Arbeitswissenschaft.

Die Grenze im Kopf
 Ingrid Isenhardt
 untersucht die Interaktion
 zwischen Mensch und
 Maschine in der Arbeit.
 Sie ist Professorin für
 Mensch-Computer-
 Interaktion an der
 Universität zu Köln.

Die Grenze im Kopf
 Ingrid Isenhardt
 untersucht die Interaktion
 zwischen Mensch und
 Maschine in der Arbeit.
 Sie ist Professorin für
 Mensch-Computer-
 Interaktion an der
 Universität zu Köln.

Die Grenze im Kopf
 Ingrid Isenhardt
 untersucht die Interaktion
 zwischen Mensch und
 Maschine in der Arbeit.
 Sie ist Professorin für
 Mensch-Computer-
 Interaktion an der
 Universität zu Köln.

Die Grenze im Kopf
 Ingrid Isenhardt
 untersucht die Interaktion
 zwischen Mensch und
 Maschine in der Arbeit.
 Sie ist Professorin für
 Mensch-Computer-
 Interaktion an der
 Universität zu Köln.

Die Grenze im Kopf
 Ingrid Isenhardt
 untersucht die Interaktion
 zwischen Mensch und
 Maschine in der Arbeit.
 Sie ist Professorin für
 Mensch-Computer-
 Interaktion an der
 Universität zu Köln.

Die Grenze im Kopf

Journalisten in der DDR



Die Grenze im Kopf

Michael Meyen und Anke Fiedler

Die Grenze im Kopf

Journalisten in der DDR



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet abrufbar: <http://dnb.d-nb.de>.

Impressum

DIE GRENZE IM KOPE JOURNALISTEN IN DER DDR
von Michael Meyen und Anke Fiedler

ISBN 978-3-938714-16-4

1. Auflage

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne schriftliche Genehmigung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © Panama Verlag, Berlin 2011

Umschlagfoto:

Bindung und Druck: Mercedes Druck, Berlin

Gedruckt auf einem alterungsbeständigen sowie chlor-, holz- und säurefreien Naturpapier.

Besuchen Sie uns im Internet: www.panama-verlag.de

Inhaltsverzeichnis

Einleitung

20 Jahre danach. Warum immer noch DDR-Journalismus? 9

Eine bessere Politik machen

Günter Schabowski 27
Kommunisten sind Großideologen

Hans Modrow 37
Die Argumentation ist meine Erfindung

Ralf Bachmann 48
Ein guter ADN-Redakteur hatte das im Urin

Manfred Quiring 59
Die Diplomaten haben den Mechanismus ausgenutzt

Gerhard Kirsch 66
Pressesprecher sollten möglichst gar nicht sprechen

Wolfgang Tiedke 75
Wir haben die richtigen Fragen gestellt

Apparatschik war nie mein Berufsziel

Arnolf Kriener 89
Wir haben die Faust in der Tasche geballt

Eberhard Heinrich 99
Eine Informationspolitik ohne Scheuklappen

Günter Böhme 115
Was wird der Erich dazu sagen?

Beim ND waren die besten Journalisten der DDR

Werner Micke 127
Ich hatte ein ungeheures Privileg

Klaus Huhn 139
Es hing alles von den Menschen ab

Irmtraud Gutschke 150
Man konnte etwas für einen Autor tun

Wie für Erwachsene, nur besser

Horst Pehnert 161
Wir haben eine flotte Zeitung gemacht

Klaus Raddatz 167
Ich dachte, wir machen es richtig

Brigitte Zimmermann 176
Zum Journalismus gehört ein Weltverbesserungswille

Hans-Dieter Schütt 183
Immer bereit für einen groben Keil

Volker Kluge 195
Wir haben eine ganze Generation geprägt

Ingrid Kirschey-Feix 210
Biermann war für mich ein Einschnitt

Politische Weisheiten für das christliche Ohr

Gerald Götting 221
Hauptsache keine Angriffe gegen die SED

Gerhard Fischer 228
Wir wurden ermuntert, den Spielraum auszuschöpfen

Hans Joachim Koppe 236
**Wir mussten vor allem an das Verhältnis von Staat
und Kirche denken**

Peter Mugay 246
Der Automarkt war ein Renner

Wir haben selber einen Kopf zum Denken

Manfred Bogisch 255
Sprecht aus, was ihr denkt

Werner Fahlenkamp 262
Eigentlich waren wir gar keine Journalisten

Christoph Funke 269
Viel Liebe und viel Leidenschaft

Joachim Kirmis 279
Wir haben geschafft, dass die Menschen gegen den Krieg sind

Wir wissen, wo wir hier Fernsehen machen

Heinz Florian Oertel Ich hatte freie Hand	289
Gottfried Weise Dienstleister für das Tal der Ahnungslosen	299
Axel Kaspar Prisma war ein Mutmacher	309
Angelika Unterlauf Ich war Schauspielerin	319
Nachrichtenredakteur, geboren um 1960 Leben in parallelen Welten	327

Fazit

Journalisten in der DDR. Eine Kollektivbiografie	331
---	-----

Anhang

Personenverzeichnis	365
Abkürzungen	384
Sachregister	384
Personenregister	387
Literaturverzeichnis	393
Bildnachweis	400

20 Jahre danach. Warum immer noch DDR-Journalismus?

Wasserträger des Regimes (Reck 1996), Weiterleiter (Pannen 1992), willfährige Propagandisten (Kluge u.a. 1997): Die Urteile über DDR-Journalisten sind längst gefällt. Wer die Forschungsliteratur nicht kennt, weiß wenigstens um Lenins Formel für die Medienarbeit (»kollektiver Propagandist, Agitator und Organisator«) oder um das Rote Kloster in Leipzig (die Sektion Journalistik an der Karl-Marx-Universität) – die »Brutstätte« für den Beruf, wo die Küken nicht nur geformt, sondern auch auf die »Legehöfe« im ganzen Land verteilt wurden (Dozent Wolfgang Tiedke in diesem Buch), und wo, folgt man der Zeitzeugin Brigitte Klump (1978, 1991), nichts ohne Wissen und Willen des Ministeriums für Staatssicherheit geschah. Wozu also ein neues Buch über Menschen, die in der »SED-Informationsdiktatur« (Holzweißig 1997) Mittäter gewesen sein müssen – verantwortlich für langweilige, ungläubwürdige Zeitungen oder für Fernseh- und Radioprogramme, die das Publikum dem Klassenfeind in die Arme trieben, und damit gleich doppelt schuldig: am Scheitern des sozialistischen Experiments und an einer Debatte um das Vertrauen in den Journalismus, in der zunächst ein Berufsverbot für DDR-Kader gefordert und etwas später gefragt wurde, ob nicht die alten Seilschaften in den ostdeutschen Medien die Wahlerfolge der PDS herbeigeschrieben hätten, auch weil diese Kollegen mit westlichen Standards wie Objektivität und Neutralität wenig anfangen können? »Schnitzler in den Tagebau«: Hat »das Volk« das Thema nicht schon mit solchen Losungen in Leipzig oder spätestens am 4. November 1989 auf dem Berliner Alexanderplatz abgehakt?

Dass die Antwort so dick geworden ist, hat drei Gründe. Erstens konnte die Idee mit dem Tagebau nicht wirklich funktionieren. Nach 1990 haben zwar sehr viele Parteiredakteure ihren Arbeitsplatz verloren (Dominic Boyer schätzt, dass nur etwa die Hälfte der Journalisten drei Jahre nach der Wende noch einen Vollzeitjob im Beruf hatten; Boyer 2005: 195), vor allem die Regionalpresse sowie die Landesrundfunkanstalten MDR und RBB beschäftigen aber nach wie vor Redakteure, die ihr Handwerk in der DDR gelernt haben. Zweitens ist auch das Publikum von damals nicht

einfach verschwunden. »Wir Journalisten haben die Menschen mit geprägt«, sagt Joachim Kirmis, der in Magdeburg mehr als 30 Jahre die Bezirksredaktion der *Liberal-Demokratischen Zeitung* geleitet hat und in diesem Buch für die eher »kleinen« Journalisten steht. »Das spürt man bis heute. Die Tendenz zum Links-Wählen, Afghanistan, der Solidaritätsgedanke. Wir haben geschafft, dass die Mehrheit der Menschen gegen den Krieg ist.« Wer steckt hinter diesem »wir«? Wenn es stimmt, »dass die Propaganda der SED für eine bestimmte Zeit die Vorstellungswelt, das Lebensgefühl und das Weltbild großer Teile der Bevölkerung beeinflussen konnte« (Malycha/Winters 2009: 11), dann ist die Frage nach den Journalisten nicht mehr weit – nach ihrer Herkunft, ihrer Ausbildung und ihren Zielen, nach den Arbeitsbedingungen und nach der Atmosphäre in den Redaktionen. Welches Bild hatten DDR-Journalisten von ihrem Beruf, von ihrem Publikum und von ihren Einflussmöglichkeiten? Wie haben sie Anleitung und Kontrolle im Alltag erlebt und wann sind sie zufrieden nach Hause gegangen? Was musste man können, um Karriere zu machen? Hat sich all dies in 40 Jahren DDR verändert oder lohnt es sich gar nicht, den »DDR-Medientopf« (*Prisma*-Moderator Axel Kaspar) noch einmal umzurühren, weil dort ohnehin nur ein grauer Einheitsbrei vor sich hin köchelt?

DDR-Journalismusgeschichte: Fehlanzeige

Diese Fragen führen zum dritten (und wichtigsten) Grund für dieses Buch. Obwohl niemand bezweifelt, dass der Herrschaftsanspruch der SED »ausschließlich ideologisch begründet« wurde (Malycha/Winters 2009: 11), und obwohl ebenfalls unbestritten sein dürfte, dass die Unzufriedenheit mit der Informationspolitik der Partei- und Staatsführung eine der stärksten Wurzeln für den 89er Herbst war, gibt es auch 20 Jahre nach der Vereinigung keine Geschichte des Journalismus in der DDR – keine systematische Studie über diejenigen, die die Ideologie für den Tag übersetzt und unter die Leute gebracht haben. Da Andreas Malycha und Peter Jochen Winters mit ihrem aktuellen Standardwerk über die SED bereits zweimal zitiert wurden: In dieser »Geschichte einer deutschen Partei« spielen die Medien keine Rolle. Fast 500 Seiten, aber bestenfalls Andeutungen über den Apparat, mit dem in die Redaktionen hineinregiert wurde. Kaum etwas über Albert Norden, Horst Sindermann, Joachim Herrmann oder Günter Schabowski, die in der Partei

aufgestiegen sind, weil sie hervorragende Journalisten waren, und nichts über den »Redakteur« Erich Honecker, dem sogar bei Auslandsreisen die ersten Seiten des Zentralorgans *Neues Deutschland* (ND) hinterher getragen wurden (Werner Micke in diesem Buch) und der daheim erst recht erstaunlich viel Zeit damit verbrachte, Meldungen auszuwählen, zu platzieren oder gar selbst zu schreiben (vgl. Meyen/Fiedler 2010).

Dass Historiker die modernen Kommunikationsmittel ausblenden, wenn sie über »große Politik« schreiben, oder bestenfalls als Quelle nutzen (die Ereignisse im Spiegel der Presse), ist in Sachen DDR-Geschichte besonders unverständlich, weil der Journalismus hier anders als in westlichen Gesellschaften immer zum politischen Feld gehört hat und folglich nicht einfach weggelassen werden kann. Die Lebensgeschichten, die in diesem Buch dokumentiert werden, zeigen, dass es oft vom Zufall abhing, wo eine Funktionärslaufbahn begann (nicht nur in der SED, sondern auch in den kleineren Blockparteien), und wie durchlässig die Grenzen zwischen Redaktion und Amtsstube waren. Klaus Ullrich Huhn zum Beispiel kam als Jugendlicher zum KPD-Zentralorgan *Deutsche Volkszeitung*, weil sich seine Mutter dort nach ihrem zweiten Sohn, Werner Eberlein, erkundigt hatte. Huhn war dann von 1952 bis 1990 nicht nur ND-Sportchef, sondern auch Organisationsleiter der Friedensfahrt, Diplomat des DDR-Sports, wenn andere Funktionäre nicht ins Ausland fahren durften, und zwischendurch für zwei Jahre sogar Präsident des Radsportverbandes (vgl. Huhn 2003: 174). Auf seinem Redaktionsposten verblieb er vermutlich auch deshalb so lange, weil sein Talent hier der Partei am meisten zu nützen schien.

Natürlich kann man fragen, wozu solche Details gut sein sollen. Genügt es nicht zu wissen, dass Journalisten in der DDR Schreiberlinge im Parteisolld waren, Füllhalter, die auszuführen hatten, was weiter oben ausgetüfelt wurde, und denen man allenfalls aus taktischen Gründen hin und wieder etwas Spielraum gewährte (vgl. Holzweißig 2002)? Ist es nicht egal, warum diese Menschen in den Beruf gekommen sind und wie sie ihre Arbeit gesehen haben? Diese Zweifel sind nicht nur dem eingangs erwähnten Gleichklang der Literatur über die DDR-Medien geschuldet. Die wichtigsten Protagonisten (Chefredakteure, Abteilungsleiter, Mitarbeiter der Staatssicherheit) haben die Redaktionen noch in der Wendezeit oder dann etwas später verlassen, und diejenigen, die bleiben konnten, hatten schon kurz nach dem Ende der DDR ganz ähnliche Einstellungen und Ziele wie Journalisten, die in der Bundesrepublik sozialisiert worden waren (vgl. Schneider u.a. 1993; Weischenberg u.a. 1993,

1994). Die Journalismusforschung staunte kurz, registrierte einige eher journalistisch motivierte Bücher, in denen ostdeutsche Kollegen über ihre Erfahrungen reden konnten (vgl. Schubert 1992, Spielhagen 1993, Steul 1996), und überließ das Thema den Memoirenschreibern sowie dem US-Ethnologen Dominic Boyer (2005), der mit etwa 100 Ex-DDR-Journalisten mehr oder weniger lange sprach (ganz genau erfährt der Leser das nicht) und dann am Einzelfall sezierte, wie *Spirit and System* zusammenkommen – oder auch nicht. Neben dieser eher philosophischen Frage dürfte auch die Untersuchungsmethode die Entdeckung dieses Buches hierzulande verhindert haben (unter anderem Grillabende mit den Befragten und viel Bier sowie gemeinsame Exkursionen in alte Redaktionsgebäude, die offenbar aus dem Gedächtnis zitiert werden).

Der Forschungsstand ist nicht nur wegen dieser Wahrnehmungslücke unbefriedigend. Die wissenschaftliche Literatur spricht entweder die Sprache des Kalten Krieges (vgl. Holzweißig 1997, 2002; Reck 1996) und der Stasijäger (vgl. Kluge u.a. 1997, Reichert 2000, Staadt u.a. 2008), oder sie stützt sich auf eine wacklige Quellenbasis. Angelika Holterman (1999) zum Beispiel konstruierte in ihrer Dissertation mit Hilfe von sieben (!)



Fällen eine Typologie der DDR-Journalisten. Stefan Pannen (1992) hat zwar deutlich mehr Zeitzeugen befragt (22; unter anderem Angelika Unterlauf, Wolfgang Tiedke, Günter Schabowski und Hans-Dieter Schütt, die auch in diesem Buch zu Wort kommen), dann aber in erster Linie Romane ausgewertet. Genau wie bei Pannen wird auch in den erwähnten Interviewbüchern nicht klar, nach welchen Kriterien die Befragten jeweils ausgewählt wurden. Verallgemeinerungen sind auch deshalb nicht möglich, weil alle Materialsammler mit Misstrauen und Absagen zu kämpfen hatten. Christiane Schubert (1992: 13) begründete dies mit dem »Überlebenskampf« auf dem Arbeitsmarkt sowie mit der Annahme, dass Westdeutsche ohnehin nicht verstehen könnten oder wollten, wie die DDR funktioniert habe. Als das Ex-CDU-Zentralorgan *Neue Zeit* nach 1990 eine Serie über DDR-Prominente startete (»Was macht eigentlich...?«) und dabei auch bei den Medienzaren von einst anklopfte (unter anderem bei TV-Chef Heinz Adameck, Presseamts-Leiter Kurt Blecha oder den ND-Redakteuren Klaus Höpcke und Harald Wessel), fiel den Reportern zuallererst »Sprachlosigkeit« auf. Wer einst »ganz oben« war, sei »plötzlich ganz unten«, lebe nun »bewusst unauffällig« und blocke alle »Versuche der Kontaktaufnahme« ab. Chefredakteurin Monika Zimmermann, die von der FAZ gekommen war, sinnierte über die »Altlast auf dem Buckel« und meinte, dass »Vergangenheitsbewältigung gelegentlich auch mit Verstocktheit« beginne (Zimmermann 1994: 9f.). Um solche Hürden abzubauen, anonymisierte der US-Ethnologe Boyer alle Interviewauszüge (zumal es dort auch um die Veränderungen nach 1989 und Parallelen zum aktuellen Arbeitgeber ging). Selbst ihm, dem Fremden, der auf englisch für ein Spezialpublikum veröffentlicht, gelang es aber nicht, einen Verantwortlichen aus der SED-Agitationsbürokratie zu sprechen (Boyer 2005: 146, 150).

Einige Spitzen-Journalisten haben sich immerhin selbst geäußert. Die Logik des Buchmarkts erklärt, warum hier TV-Leute und dabei vor allem die einstigen Fernsehlieblinge dominieren (vgl. Breitenborn 2003: 283-311): Chefkomentator Karl-Eduard von Schnitzler (1989, 1992), der montags nach dem alten Film den *Schwarzen Kanal* moderierte, sein Urlaubsvertreter Günter Herlt (1995; vgl. auch Herlt/Winkler 2007), Nachrichtensprecher Klaus Feldmann (1996, 2006), Sportreporter Heinz Florian Oertel (1997, 1999), Showmaster Heinz Quermann (1992), Hans-Joachim Wolfram (2003), ab 1972 Moderator der Kultsendung *Außen-seiter – Spitzenreiter*, und Karl-Heinz Gerstner (1999), Axel Kaspars Vorgänger bei *Prisma*, der mehr als 30 Jahre lang außerdem jeden Sonntag

mit einem Wirtschaftskommentar im Radio zu hören war (»sachlich, kritisch, optimistisch«). Dazu kommen Erinnerungen von

TV-Funktionären wie Eberhard Fensch (2003), von 1968 bis 1989 Leiter des Sektors Rundfunk und Fernsehen in der Abteilung Agitation des SED-Zentralkomitees, und Erich Selbmann (1998), 1966 bis 1978 Chefredakteur der *Aktuellen Kamera* und anschließend stellvertretender Vorsitzender des Staatlichen Komitees für Fernsehen;

Redakteuren, die die auflagenstarken Zentralorgane *Neues Deutschland* und *Junge Welt* (Freie Deutsche Jugend) geprägt haben (vgl. Ullrich 1983; Dengler 1989; Czepuck 1999; Huhn 2003; Höpcke 2008; Schütt 2009);

Manfred Gebhardt (2006), Klaus Polkehnl (1997) und Renate Holland-Moritz (1996), die mit dem *Magazin*, der *Wochenpost* und dem *Eulenspiegel* über Zeitschriften berichten konnten, die in der DDR als Bückware gehandelt wurden (vgl. Meyen 2003: 137-146),

Außenseitern wie Ralf Bachmann (1995, 2009), der für die Nachrichtenagentur ADN in Prag und Bonn war, oder Uwe Gerig (2009), Fotoreporter für die *Neue Berliner Illustrierte*, die neben besonderen Erlebnissen auch die nötige Lust am Schreiben haben, und

führenden Parteifunktionären, die die journalistische Phase ihres Berufslebens allerdings nur am Rande behandeln (vgl. Norden 1981, Gerlach 1991; Schabowski 1991, 2009; Axen 1996, Hager 1996, Eberlein 2000).

Werden Autobiografien ohnehin immer auch geschrieben, um das eigene Tun zu legitimieren (vgl. Wilke 2010), kämpfen DDR-Eliten nicht nur um ihren Platz in der Geschichte, sondern zugleich gegen ein Meinungsklima, das ihre Niederlage feiert, ihnen am liebsten das Wort verbieten würde und kaum Differenzierungen zulässt. Harri Czepuck, in der Ulbricht-Ära stellvertretender Chefredakteur des *Neuen Deutschland* und unter Honecker dann als Günstling des alten Parteichefs abgeschoben auf den Vorsitz des Journalistenverbandes, nahm sich zum Beispiel ausdrücklich vor, ein »alternatives« DDR-Bild zu entwerfen. Er beklagte, dass sich DDR-Bürger entschuldigen müssten, »nicht zwischen Ostfriesland und Oberbayern gelebt« zu haben, und dass die Geschichtsschreibung

auf alle Zeugen verzichte, die sich nicht dem Zeitgeist unterwerfen würden (Czepuck 1999: 8, 32f.). Was der Leser dann findet, ist fast folgerichtig: ein Hoch auf die Sozialismus-Idee (die nur an menschlichem Unvermögen gescheitert sei), den Systemwettkampf (da habe das Parteilehrjahr nicht falsch gelegen) und Vergleiche mit der Bundesrepublik (wo die Presse die Menschen nach dem Krieg politisch entmündigt habe und heute »auf einer Wellenlänge geschaltet« sei; Czepuck 1999: 13f., 116, 145, 334). Natürlich können solche Chronisten über Interna und bestimmte Konstellationen berichten (Harri Czepuck etwa über Ulbrichts Verhältnis zur ND-Redaktion), eine Journalismusgeschichte aber ersetzen Autobiografien nicht.

Ziele des Buchs und Auswahl der Interviewpartner

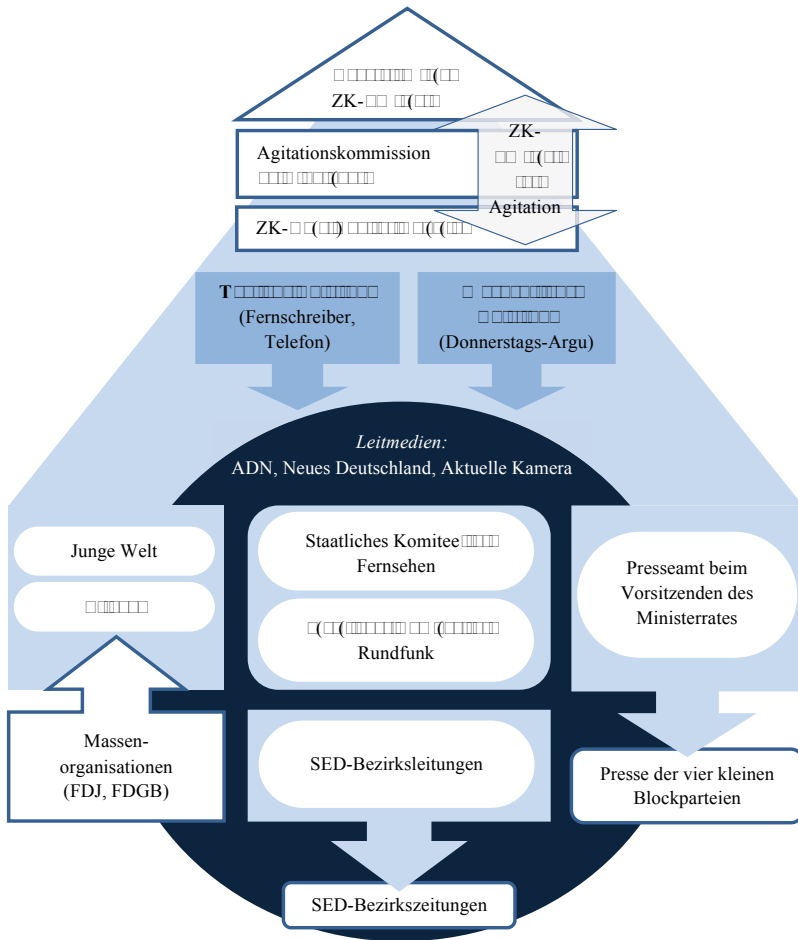
Dass in diesem Buch 31 Lebensgeschichten präsentiert werden, scheint dem letzten Satz zu widersprechen. Was unterscheidet ein biografisches Interview von einem selbst geschriebenen Bericht? Geht es nicht auch hier um Erklärung und um Rechtfertigung, um die Notwendigkeit, das Jetzt auszuhalten, und um den Wunsch, möglichst gut vor der Geschichte dazustehen? Ja – und doch nein. Der Anstoß für ein Interview kommt von außen, und die Kontrolle bleibt normalerweise bei den Interviewern, sowohl während des Treffens als auch bei der Veröffentlichung. Die Gespräche wurden jeweils durch Leitfäden strukturiert, die chronologisch durch das Leben der Befragten führten und dabei möglichst alles aufnahmen, was vorab bekannt sein konnte – natürlich Informationen zur Person und autobiografische Äußerungen, aber auch akademische Veröffentlichungen (bei Heinz Florian Oertel und Gottfried Weise zum Beispiel Studien zum Sport im DDR-Fernsehen, vgl. Friedrich u.a. 2003, Friedrich 2010) und überlieferte Akten. Während der Memoirenschreiber selbst bestimmt, welche Details und Episoden er überhaupt erwähnt und wie sehr er sie dann ausschmückt, folgen die hier veröffentlichten Interviews einem wissenschaftlichen Erkenntnisinteresse, auch wenn es nicht auf jede Frage eine Antwort gab und ohne zu vergessen, dass die Endfassung immer beiden Seiten gefallen muss.

Die Interviewserie begann in einem Projekt, das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wurde und sich mit den vier Tageszeitungen *Neues Deutschland*, *Junge Welt*, *Neue Zeit* und *Der Morgen* (Zentralorgan der Liberal-Demokratischen Partei) beschäftigte. Befragt

wurden dabei Menschen, die entweder in den Redaktionen oder im »Apparat« (in den Parteivorständen, im Presseamt, in der Abteilung Agitation des ZK der SED und in der Agitationskommission, vgl. Schaubild) Verantwortung getragen hatten und das einordnen sollten, was bei Inhaltsanalysen und Aktenstudium herausgekommen war.

Schon nach wenigen Gesprächen wurde klar, dass sich hier ganz unabhängig vom konkreten Projektziel ein neues Forschungsfeld auftut. Die Befragten erzählten nicht nur über redaktionelle Abläufe und Richtlinien, über Machtkämpfe und Spielräume, sondern auch und vor allem über sich selbst (was wichtig war, um den Wert der einzelnen Aussagen einschätzen zu können) – über ihren Weg in den Journalismus, über ihre Wahrnehmung der Hierarchie, über Erwartungen und Ängste von damals sowie über die Versuche, nach 1990 das zu verstehen, was vorher war. Die Interviews lassen sich folglich als Blick in den Rückspiegel lesen, als Biografie und als Bilanz einer Gruppe, die die DDR getragen hat und so exemplarisch für die Elite dieses Landes steht. Dies gilt auch deshalb, weil sich Lebenswege und Einstellungen über Partei- und teilweise auch über Generationengrenzen hinweg gleichen. Wer wissen will, wie und warum jemand zu einem Anhänger und Verteidiger der DDR werden konnte, wird in diesem Buch fündig – in den Gesprächen selbst oder dann im Schlusskapitel, wo das Material ausgewertet und zu einer Kollektivbiografie verdichtet wird (ergänzt durch die genannten Autobiografien sowie durch Lebensläufe, die sich verstreut auch in Arbeiten zu Details des DDR-Mediensystems finden; vgl. Kreuzt u.a. 2002, Bösenberg 2004).

Wenn im Hauptteil die genannten Zentralorgane sowie Menschen in Führungspositionen dominieren, dann lässt sich dies zunächst natürlich mit dem Ausgangspunkt für dieses Buch erklären. Chefredakteure, Abteilungsleiter und Agitationsfunktionäre mussten am besten wissen, wie Redaktionen und Herausgeber zusammengearbeitet haben und wo der einzelne Journalist die Inhalte beeinflussen konnte. Dass diese Zeitzeugen dann zugleich die ideale Basis für eine Studie über Journalisten in der DDR waren, liegt auf der Hand. Überall auf der Welt prägen die jeweiligen Leiter die Atmosphäre in den Redaktionen: Sie bestimmen, was »guter« Journalismus ist, sie sind gezwungen, die Bedingungen ihrer Arbeit zu reflektieren, weil sie entscheiden müssen und Verantwortung tragen, und sie gelten im Berufsstand als Erfolgsmodell. An wem sollte sich der Aufsteiger orientieren, wenn nicht an seinen Vorgesetzten, an Menschen, die es geschafft haben? In der DDR dürften die Zentralorgane dabei auf die Regionalpresse ausgestrahlt haben, weil die »besten Journalisten« in Berlin arbeiteten (Günter Schabowski über das *Neue Deutschland*) und



Die Medienlenkung begann im ZK der SED. Zentrale Figur war dabei der Agitationssekretär (1955 bis 1967 Albert Norden, dann Werner Lamberz und ab 1978 Joachim Herrmann), der Kontakt zu den anderen Sekretären hatte, die Agitationskommission sowie die Abteilung Agitation leitete und so Zugriff auf die zentralen Medien in Berlin, die Funk-Komitees sowie das Presseamt hatte. Über die SED-Bezirksleitungen wurden die Informationen an die SED-Bezirkspresse weitergereicht und über das Presseamt an die Zeitungen der vier kleinen Blockparteien. Da ND, AK und ADN direkt »von oben« angeleitet wurden, gaben sie zugleich die politische Linie für alle anderen Medien vor. Die Interviews in diesem Buch zeigen, dass die Strukturen im Detail noch komplexer waren, weil die Lenkung auch von Personenkonstellationen abhing und weil weitere Akteure dazukamen (Ministerien, Vorstände der kleinen Parteien, DTSB, SED-Kreisleitungen).

weil ein Leitungsposten dort zugleich Durchgangsstation auf dem Weg in die Parteispitze oder wenigstens in den Agitationsapparat waren.

Besonders gut lässt sich dieser Mechanismus am Beispiel der Kaderschmiede *Junge Welt* studieren. Wenn Redakteure und Chefs aus dem Jugendalter herausgewachsen waren, wechselten sie zum *Neuen Deutschland* (Werner Micke, hier über den Umweg *Berliner Zeitung* und das Büro Ulbricht), in die Agitationskommission (Horst Pehnert, der nach einem Jahr ins Kulturministerium ging), in den FDJ-Zentralrat (Brigitte Zimmermann, die anschließend Chefredakteurin der *Wochenpost* wurde) oder in die Abteilung Agitation des ZK der SED (Klaus Raddatz und Dieter Langguth, der allerdings nicht ausfindig gemacht werden konnte). Auch die Karrieren der nächsten Redakteurgeneration waren bereits vorgezeichnet: Hans-Dieter Schütt meinte, er wäre sicher zum ND gekommen, für Volker Kluge waren das *Deutsche Sportecho* oder eine Funktion im DTSB geplant, und auch Ingrid Kirschey-Feix, die Anfang 1989 ihren Posten als Kulturchefin frustriert aufgab, hielt es nicht für ausgeschlossen, dass sie am Ende doch noch irgendwo Chefredakteurin geworden wäre.

Um die anderen Medieneinrichtungen ebenfalls abzudecken, wurde das Spektrum der Befragten vorsichtig ausgeweitet, ohne bei Fernsehen, Hörfunk und Ausbildung, Regionalzeitungen oder Agenturjournalismus auch nur annähernd eine so große Dichte erreichen zu wollen wie bei den vier Tageszeitungen aus Berlin. Erstens hätte dies den Umfang des Buchs gesprengt, zweitens war der Rahmen für den Journalismus in der DDR überall sehr ähnlich und drittens haben gerade die TV-Leute oft bereits Memoiren veröffentlicht. Die Doppelungen lassen sich dabei mit dem Wunsch begründen, möglichst (auch) die Namen im Buch zu haben, die in der (interessierten) Öffentlichkeit mit dem Thema verbunden werden – natürlich Heinz Florian Oertel, der nicht nur für Axel Kaspar, Volker Kluge und Gottfried Weise ein Idol war, Angelika Unterlauf, Kaspar oder Kluge, die bis heute von dem Ruf und der Bekanntheit zehren, die sie sich in der DDR erarbeitet haben, aber auch Hans-Dieter Schütt, ab 1984 Chefredakteur der *Jungen Welt* und am 4. November 1989 eines der Hassobjekte auf dem Berliner Alexanderplatz, oder den Theaterkritiker Christoph Funke, der im *Morgen* den ersten Aufruf zu dieser Großdemonstration veröffentlicht hatte und in der Branche schon vorher als Institution galt.

Kriterien für die Auswahl waren sonst die Position (möglichst weit oben in Redaktion, Partei oder Medienverwaltung), thematische Vielfalt (nicht nur Politik, sondern auch Kultur oder Sport) und Vollständigkeit

Verleihung des Journalistenpreises, April 1975. Von links: Harri Czepuck, Heinz Geggel, der Presseattaché der Botschaft der UdSSR, Günter Pötschke und Horst Sturm.

(möglichst alle Facetten des DDR-Mediensystems; vgl. Schaubild) – gebrochen durch die Bereitschaft und die Fähigkeit, ein längeres Gespräch durchzustehen. Als die Interviewserie im Sommer 2009 begann, waren wichtige Zeitzeugen bereits schwer krank (wie zum Beispiel LDPD-Chef Manfred Gerlach und Harald Wessel, der 1987 im ND auf den sowjetischen Film *Die Reue* eingepöbeln hatte) oder tot (etwa Joachim Herrmann, von 1978 bis 1989 Agitationssekretär im ZK der SED, sein Abteilungsleiter Heinz Geggel und sein persönlicher Mitarbeiter Volkmar Stanke, Kurt Blecha, ADN-Chef Günter Pötschke, LDPD-Agitator Rudolf Agsten oder die Chefredakteure Gerhard Fischer, *Der Morgen*, und Herbert Naumann vom *Neuen Deutschland*). »Kommen Sie bald!« schrieb ein Redakteur der *Neuen Zeit* nach der ersten Anfrage. Zu einem Gespräch hat es trotzdem nicht mehr gereicht.

Neben dem Gesundheitszustand war das Misstrauen gegenüber jeder Art von DDR-Forschung die höchste Rekrutierungshürde. Eberhard Aurich, letzter FDJ-Chef, schrieb, er habe seit 1990 überhaupt kein Interview gegeben (»aus zeitlichen, persönlichen und auch aus politischen Gründen«) und wolle dies weiter so halten (Brief vom 5. November 2009). Sein Amtsvorgänger Egon Krenz, der anschließend im Politbüro des SED-Zentralkomitees für Jugend und Sport zuständig war und in dieser Funktion zum Beispiel sein einstiges Hausblatt *Junge Welt* bestärkte, gegen das Schiedsrichterunwesen in Sachen BFC Dynamo vorzugehen (vgl. die Interviews mit Hans-Dieter Schütt und Volker Kluge), schimpfte auf die »Atmosphäre«, in der die DDR-Geschichte aufgearbeitet werde (»vergiftet«)



und die »Zeitzeugen aus der DDR-Führung« entweder gar nicht hören wolle oder nur erlaube, Vorurteile zu bestätigen. Er habe deshalb entschieden, entsprechende Anfragen generell abzulehnen (E-Mails vom 6. Mai sowie vom 15. und 27. Juni 2010). Selbst der Hinweis auf gemeinsame Wurzeln konnte daran nichts mehr ändern (der Junglehrer Krenz absolvierte sein erstes Praktikum 1956 in der Schule, die Michael Meyen zwei Jahrzehnte später besuchte). Fast genauso schwierig wie bei der FDJ-Spitze war es, Journalisten zu gewinnen, die für das CDU-Zentralorgan *Neue Zeit* gearbeitet haben. Drei stellvertretende Chefredakteure sagten ab (Eva Gonda, Hans Güth, Günther Wirth), und der vierte zog das schon fertige Gespräch zunächst zurück, weil er nicht mit Menschen in einem Buch erscheinen wollte, die für die Unterdrückung von Christen in der DDR mitverantwortlich waren (vgl. das Interview mit Hans Joachim Koppe).

Bei den einstigen SED-Journalisten regierte dagegen die Angst vor Vorverurteilung – genährt durch entsprechende Erfahrungen nach 1990. Brigitte Zimmermann berichtete zum Beispiel von Roland Reck, von dem sie enttäuscht worden sei, obwohl er für seine Dissertation über die *Wochenpost* und die Goebbels-Wochenzeitung *Das Reich* sogar persönliches Material bekommen habe (vgl. Reck 1996). Klaus Huhn hatte gleich mehrere solcher Geschichten auf Lager: von einer Kölner Studentin, die ihm nach einer Weile gestanden habe, für ihre Karriere ein Feindbild zu benötigen und dafür zur Not auch etwas zu erfinden, von Sportwissenschaftlern, die selbst Aktenbeweise nicht von ihren falschen Behauptungen abbringen konnten (vgl. Huhn 2003: 10), und von Irina Liebmann, mit der er »nächtelang« über ihren Vater, den ND-Chefredakteur Rudolf Herrstadt diskutiert habe, ohne sie von ihrer Version abbringen zu können (vgl. Liebmann 2008). »Deshalb mein Buch« (vgl. Huhn 2008).

Das negative Image von DDR-Journalisten erklärt auch, warum die letzte Generation in diesem Buch fehlt – Menschen, die um 1960 geboren wurden, schon in den Redaktionsalltag hineingerochen hatten und die Befindlichkeiten der Nachrückenden kennen. Interessant wären hier vor allem Journalisten gewesen, die im vereinigten Deutschland Karriere gemacht haben und die deshalb (wenn man so will) das Potenzial verkörpern, aus dem die DDR hätte schöpfen können: Maybrit Illner (Jahrgang 1965) natürlich oder Alexander Osang (1962), mehrfach preisgekrönter *Spiegel*-Redakteur, der designierte MDR-Fernsehdirektor Wolf-Dieter Jacobi (1965), Thomas Braune (1959), seit 2004 Regierungssprecher in Brandenburg, oder Hagen Boßdorf (1964), der es zum ORB-Chefredakteur

und ARD-Sportkoordinator brachte, dann aber nach Stasi-Vorwürfen über eine Schleichwerbe-Affäre stolperte. Zu diesen deutschlandweit bekannten Namen kommen Chefredakteure von Regionalblättern sowie zahlreiche Redaktionsleiter und Chefs vom Dienst in öffentlich-rechtlichen Rundfunkanstalten.

Trotz vieler Versuche gab es niemanden, der öffentlich über seine Vergangenheit in den DDR-Medien sprechen wollte. Während einige gar nicht reagierten, fürchteten andere ganz offen um ihre Reputation. »Um ehrlich zu sein, möchte ich meinen Namen nur ungern in einer Abhandlung neben Modrow, Götting, Unterlauf und Huhn lesen«, schrieb ein Abteilungsleiter, Anfang der 1960er Jahre geboren. »Ich will mich nicht drücken und auch nicht ausblenden, was in der DDR war. Aber ich will mit diesen Leuten einfach nichts zu tun haben.« Alexander Osang, der sich schon zu seiner Arbeit als Parteijournalist bei der *Berliner Zeitung* geäußert hat (Steul 1996: 107-111), wünscht sich heute, »nicht als Ostdeutscher in die Geschichte« einzugehen, und begründete so auch sein Korrespondenten-Dasein in New York (wo er immerhin sieben Jahre war): »Ich ging nach Amerika, weil ich den Osten hinter mir lassen wollte« (Osang 2010: 13, 18). Um solche Befindlichkeiten nachvollziehen zu können, wird in diesem Buch ein anonymisiertes Gespräch abgedruckt. Der Redakteur hat die Interviewfassung einen Tag nach der Autorisierung zurückgezogen und dies mit der Angst um seinen Job begründet. Familie und Freunde hätten ihm abgeraten, sich jetzt zu exponieren und damit alles zu riskieren, was er sich in den letzten 20 Jahren aufgebaut habe. Man habe schließlich oft genug erlebt, wie Kollegen selbst bei Lappalien angezählt und manchmal auch entlassen worden seien – wenn ihr »Fall« denn in der Öffentlichkeit verhandelt wurde.

Rekrutierung und Ablauf der Gespräche

Dass allen Vorbehalten zum Trotz 31 Gespräche zustande kamen, kann man sicher mit dem Faktor Zeit begründen. Für die Älteren ist der Statusverlust 20 Jahre nach dem Mauerfall verdaut, der Legitimationsdruck gesunken und die Notwendigkeit entfallen, sich auf einem ganz anderen Arbeitsmarkt behaupten zu müssen. Außerdem dürften nicht wenige der Journalisten die Anfrage als eine letzte Gelegenheit gesehen haben, sich (noch einmal) zu ihrem Tun in der DDR zu äußern. Dazu kamen zwei besondere Umstände: die Interviewerkonstellation und die

intakten Netzwerke der alten Medien-Eliten. Michael Meyen war in den 1980er Jahren auf dem Weg zu einer ganz normalen Parteijournalistenkarriere: 1985 Volontariat bei der *Ostsee-Zeitung*, drei Jahre Wehrdienst, Eintritt in die SED, 1988 Beginn des Studiums am Roten Kloster – und jetzt trotzdem Professor an der Universität München. Dieser Hintergrund versprach neben wissenschaftlicher Objektivität mindestens Verständnis, wenn nicht Wohlwollen. Anke Fiedler, 1981 in Stuttgart geboren, brachte nicht nur die Neugier der Nachgeborenen und Außenstehenden mit, sondern durch das DFG-Projekt zu den vier Zentralorganen und eine Magisterarbeit über die Dresdner Regionalpresse in der DDR auch das nötige Vorwissen (vgl. Fiedler 2006).

Dies alles war den meisten Gesprächspartnern vorher bekannt – auch weil sie untereinander nach wie vor Kontakt haben. Einige Redakteure der *Neuen Zeit* treffen sich regelmäßig mit Kollegen aus dem früheren CDU-Vorstand zum Stammtisch, die *Morgen*-Mannschaft kam 2009 fast geschlossen zu den 75. Geburtstagen von Christoph und Gisela Funke, und Klaus Huhn verlängert die Gespräche mit den Mitstreitern von damals sogar bis in seine Bücher (vgl. Huhn 2009e). Diese Beziehungen erklären, dass Günter Böhme, von 1967 bis 1972 für das *Neue Deutschland* in Bonn und ab 1980 »bei Joachim Herrmann der Mann für das ND«, längst von dem Projekt gehört hatte, als die beiden Interviewer im April 2010 bei ihm anklopfen, und warum Arnolf Kriener, ein Vierteljahrhundert Chefredakteur der *Neuen Deutschen Bauernzeitung* und ab 1985 in der Agitationskommission beim ZK der SED für das DDR-Lieblingsthema Landwirtschaft zuständig, sogar schon wusste, welches Buch er am Ende geschenkt bekommen würde.

Eine solche Vernetzung hat Vorteile (am Ende vieler Gespräche wurde gemeinsam darüber nachgedacht, wer noch etwas beisteuern könnte und wie diese Person am besten zu erreichen sei), aber natürlich auch Nachteile. Zum einen erzeugen Empfehlungen eine gewisse Verpflichtung (wenn der Genannte auf den Anruf wartet), und zum anderen besteht die Gefahr, dass die Zeitzeugen eine Gruppen-Fiktion präsentieren – das, worauf sich die jeweilige Community in 20 Jahren gemeinsamer Aufarbeitung geeinigt hat und woran sie sich gern erinnern möchte. Solche Zweifel lassen sich erstens empirisch widerlegen (man lese einfach die Interviews), und zweitens wäre es ohne Netzwerke nicht möglich gewesen, so viele Zeitzeugen zu finden und dann noch zu einem Gespräch zu überreden. Am Anfang standen dabei in der Regel »Gatekeeper«: Manfred Bogisch nannte zum Beispiel die drei LDPD-Redakteure

Funke, Fahlenkamp und Kirmis, und CDU-Chef Gerald Götting hatte die Telefonnummer von seinem Vorstandskollegen Gerhard Fischer, der dann wiederum den Kontakt zu Journalisten der Partei vermittelte.

In einigen Fällen war trotzdem noch persönliche Überzeugungsarbeit nötig. Klaus Raddatz, 1971 bis 1977 Chefredakteur der *Jungen Welt* und anschließend sieben Jahre rechte Hand von Heinz Geggel in der ZK-Abteilung Agitation, wünschte sich zunächst ein Vorgespräch, in dem die Bedingungen ausgehandelt werden sollten. Dieses Gespräch ging allerdings sofort in das eigentliche Interview über, als ihm (wie allen anderen Befragten) zugesichert wurde, die schriftliche Version redigieren und autorisieren zu können. Schwieriger war dies bei Eberhard Heinrich, als junger Mann de facto ND-Chefredakteur, 1966 bis 1980 dann Mitglied und Sekretär der Agitationskommission und zum Schluss Vorsitzender des Journalistenverbands. Heinrich erschien zum Termin mit seiner Frau Rosi Ebner-Heinrich (in den 1980er Jahren Chefredakteurin und Moderatorin des Fernsehmagazins *Prisma*) und schlug dort vor, die Fragen schriftlich zu beantworten, bei einem zweiten Treffen zu diskutieren und dann auch mögliche Nachfragen zu klären. Die Endfassung wurde zwar um etwa ein Drittel gekürzt und der Gesprächsform angenähert, unterscheidet sich aber trotzdem von den anderen 30 Interviews – nicht nur sprachlich, sondern auch inhaltlich, weil das Verfahren Heinrich erleichtert hat, eigene Akzente zu setzen (etwa zur außenpolitischen Situation der DDR oder zu den SED-Agitationssekretären Albert Norden und Werner Lamberz) und Fragen auszuweichen (etwa zu seiner Karriere, die eher abwärts ging). Wer Argumente dafür sucht, Biografien und Berufsgeschichte mit Hilfe von (auf Band aufgezeichneten und journalistisch aufbereiteten) Interviews zu dokumentieren, der vergleiche einfach diesen Text und die Gespräche mit Manfred Bogisch, Günter Böhme, Werner Fahlenkamp, Klaus Huhn, Heinz Florian Oertel, Angelika Unterlauf oder Hans Modrow, die so gut wie nichts geändert haben. Alle anderen Interviewpartner haben die Form akzeptiert und sich auf Fehler-Korrekturen und meist moderate Ergänzungen beschränkt.

Ausnahme von dieser Regel ist Günter Schabowski, der sich schon bei der Terminabsprache und dann auch bei Beginn des Gesprächs nicht wirklich für die Ziele des Projekts interessierte und im Wortsinn die Fassung verlor, als ihm der Text geschickt wurde. Dass er nicht mehr über das Interview reden wollte, den Abdruck aber trotzdem erlaubte (»Machen Sie damit, was Sie wollen. Ich kann das ohnehin nicht kontrollieren«), könnte neben der körperlichen Verfassung auch an dem Honorar von

200 Euro gelegen haben, dass der einstige ND-Chefredakteur (1978 bis 1985) und Politbüro-Mann (1981 Kandidat, 1984 Mitglied) mit Hinweis auf Lebenshaltungskosten, Medikamentenpreise und Motivation erbeten hatte.

Anders als Schabowski haben sich die meisten Befragten auf das Gespräch vorbereitet. Viele brachten Material mit (Zeitungsexemplare, Briefe und Aktenauszüge, Bilder) oder wie Hans Modrow und Gerhard Kirsch, in den 1960er Jahren Mitarbeiter des Presseamts und ab 1972 Sprecher des Umweltministeriums, sogar ausgearbeitete Statements. Die Erinnerungen waren bei allen erstaunlich frisch – erleichtert sicher durch die Zeit zwischen Anfrage und Termin, den regelmäßigen Austausch mit Gleichgesinnten sowie durch Interviewer, die nicht angeklagt haben, sondern neugierig waren und durch Akten- und Literaturkenntnis in gewisser Weise sowohl stimulierend als auch kontrollierend. Das Thema Staatssicherheit wurde dabei bewusst ausgeklammert. Zum einen ist bekannt, dass die Zahl der Verweigerungen sprunghaft ansteigt, wenn es um Tätigkeiten für den Geheimdienst geht (vgl. Kluge u.a. 1997, Boyer 2005), und zum anderen hatte das Mielke-Ministerium auf die Inhalte der Medien kaum Einfluss (vgl. Schabowski 2009: 233; Kluge u.a. 1997, Heghmanns/Heintschel von Heinegg 2003, Staadt u.a. 2008). Einige der Befragten haben von sich aus darüber gesprochen. Klaus Huhn etwa berichtete von einem Anwerbeversuch aus dem Westen. »Da mir der BND nicht so sympathisch war, kann es sein, dass ich den anderen später zur Hand gegangen bin.« Angelika Unterlauf wiederum hatte eher Erfahrungen mit der Bespitzelung, und Gottfried Weise ging Mitte der 1990er Jahre zur Gauck-Behörde, um den Verdacht seiner neuen Kollegen in London auszuräumen, dass jeder Sportreporter, der ins Ausland durfte, auch für das MfS gearbeitet hat.

Am Ende einer solchen Einführung darf der Dank nicht fehlen – zuallererst an die Journalistinnen und Journalisten, die bereit waren, vor dem Mikrofon eine Lebensbilanz zu ziehen, und so erlaubt haben, im Schlusskapitel eine Kollektivbiographie des Berufsstandes in der DDR zu schreiben. Man müsse miteinander reden, sagte Heinz Florian Oertel, als das Gerät abgeschaltet war. »Immer wieder und trotz alledem.« Ein Dankeschön gilt auch der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die die Studie gefördert und damit sicher auch dazu beigetragen hat, Misstrauen abzubauen, sowie Rüdiger Müller und Kristin Vogel für die Hilfe bei der Transkription, der Literaturrecherche sowie der Erstellung von Registern und Verzeichnissen.

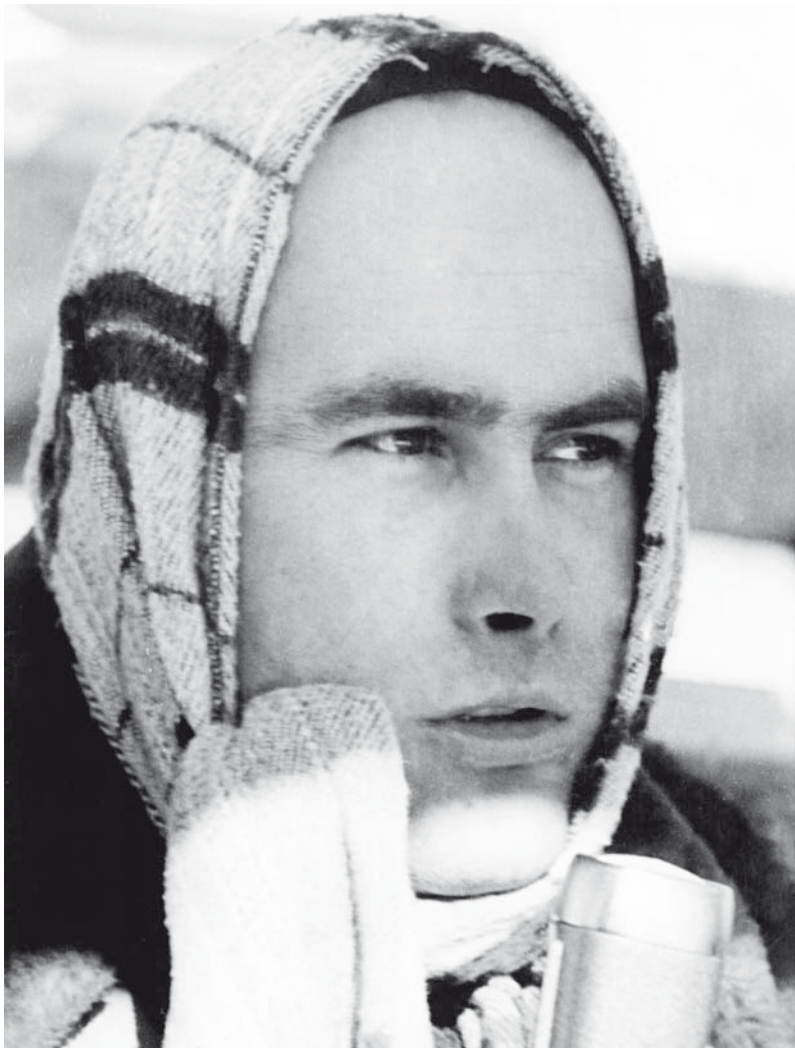
**Wir wissen, wo wir hier
Fernsehen machen**



Heinz Florian Oertel

Ich hatte freie Hand

Geboren 1927 in Cottbus. Vater Weber, Mutter Reinemachefrau. In der Jugend Hochspringer (Bestleistung 1,68 m). 1944 Einberufung zum Arbeitsdienst. Im Januar 1945 als Freiwilliger zur Kriegsmarine. Ausbildung in Stralsund und auf Sylt. Bis Sommer 1946 britisch-kanadische Gefangenschaft. Eintritt in die KPD in Bayern. Rückkehr nach Cottbus. SED-Mitglied. Engagement am Stadttheater als »Bursche für alles« (Oertel 1985: 12). Nebentätigkeiten als Saal- und Stadionsprecher. 1949 bis 1952



Doppeltätigkeit als Lehrer und Hörfunk-Moderator. 1952 Radiomitarbeiter in Berlin. 1953 bis 1991 Sportredakteur des *Berliner Rundfunks*. Erfinder und Moderator von *7-10*, *Sonntagmorgen in Spree-Athen* (ab 1966) und *He, he, he – der Sport an der Spree* (ab 1970). Ab 1952 Berichterstatte von 17 Olympischen Spielen und acht Fußball-Weltmeisterschaften. Regelmäßiger Gast im Sportfernsehen (*Sport aktuell*) und in der TV-Unterhaltung. *Das große Spiel* (1964), *Schlager aus Berlin*, *Schlager einer kleinen Stadt*, *Schlager einer großen Stadt*, Zirkusdirektor in der *Nacht der Prominenten*. *Porträt per Telefon* (ab 1969, 254 Folgen). 17 Mal Fernsehliebling. Kolumnist (*Lausitzer Rundschau*, *Berliner Zeitung*). 1981 Promotion in Leipzig (*Persönlichkeitseigenschaften und Tätigkeitsqualitäten sprechender Reporter*, summa cum laude). Zahlreiche (zum Teil autobiografisch geprägte) Bücher: *Mit dem Sportmikrofon um die Welt* (1958), *30 Jahre wie ein Sprint* (1984), *Höchste Zeit* (1997), *Nachspiel-Zeit* (1999), *Gott sei Dank* (2007), *Pfui Teufel* (2009). Verheiratet, drei Kinder.

9. Juni 2010. Berlin, Hotel *Solitaire*, nur wenige hundert Schritte von Oertels Haus in Pankow. Das Personal kennt die Situation. Er empfang Interviewer grundsätzlich nicht mehr zu Hause, sagt Oertel fast entschuldigend, und begründet dies mit schlechten Erfahrungen in den Nachwendejahren, als Reporter alles Mögliche geschrieben hätten. Der Kontakt wurde von Volker Kluge vermittelt, mit dem Oertel gerade das Olympiabuch für die Spiele von Vancouver produziert hat – genau wie sein jüngstes Werk *Pfui Teufel* (2009) im Osten ein Bestseller und Garant für gefüllte Veranstaltungs-Säle.

Sie haben geschrieben, dass Sie schon als Schüler Sportreporter werden wollten (Oertel 1984: 19). Haben Sie eine Erklärung dafür, wie man als Arbeiterkind im Dritten Reich auf die Idee kommen konnte, Journalist zu werden?

Ich bin gar nicht auf diese Idee gekommen. Ursprünglich wollte ich Schauspieler werden, weil ich immer der beste Gedicht-Aufsager war. Ich kann heute noch mit den deutschen Balladen aufwarten. Mit 15 oder 16 war mir dann klar, dass eine sprechende Tätigkeit für mich etwas Gutes wäre.

Warum wurde nichts aus der Schauspielerei?

Es wurde ja zuerst etwas. Als ich aus der Gefangenschaft kam. Ich merkte aber glücklicherweise, dass ich dafür nicht geschaffen war. Die großen

Texte und dann noch ein Regisseur, der interpretiert. Ich habe damals nur gefühlt, was ich heute weiß: Wenn ich etwas kann, dann beim Sprechen improvisieren. Ohne Manuskript. So ist es später immer gelaufen. Alles, was ich gesprochen habe, war live und ohne vorgegebenen Text.

Bleibt die Frage nach den Journalismus-Erfahrungen im Dritten Reich.

Da habe ich keine besonderen Eindrücke mehr im Kopf. So alt war ich damals noch nicht. Ich kannte die Sportreporter, ja. Rolf Wernicke, Heinz Maegerlein. Ich war ja selbst Sportler.

In Ihrem Buch *Höchste Zeit* haben Sie beschrieben, wie Sie 1946 in Bayern KPD-Mitglied wurden. Dort steht auch, dass Ihnen später »Lichter« aufgegangen seien und dass »Zweifel« Ihr Leben begleitet hätten (Oertel 1997: 40). Können Sie das für uns etwas konkretisieren?

Das bezieht sich sicher auf die KPD. Ich bin dort ja nur aus Zorn eingetreten, aus Wut auf alles bis dahin erlebte Deutsche, zumal da im katholischen Bayern. Ich wusste nicht, wer Lenin ist, und hatte noch nie etwas von Marx und Engels gehört. Ich war 18. Dass dann später Zweifel kamen, ist ganz normal.

Haben Sie den Schritt je bereut?

Nein, nie. Ich bin allerdings auch nie in die SED eingetreten. Ich wurde übernommen. Für mich war es aber richtig, mich auf dieser Seite der Gesellschaft zu bewegen.

Und die Zweifel?

Das können Sie auch in meinem jetzigen Buch lesen. Mein genereller Zweifel an der Rolle der Parteien. Deutschland ist ein reiner Parteienstaat geworden. Ich glaube, dass an die Spitze die besten Fachleute gehören. Im Rundfunk und im Fernsehen waren dort immer Funktionäre. Heute wieder, auch wenn das vielleicht etwas bessere Journalisten sind als in der DDR. Aber auch Funktionierer.

Was hat Ihre Familie zu dem Parteibuch gesagt?

Meine Mutter und meine Schwester überhaupt nichts. Das waren ganz unpolitische Menschen. Mein Vater hat nach dem Krieg in Cottbus hunderte Leichen beerdigen müssen und ist auch 1945 in die KPD eingetreten. Als ich nach Hause kam, fanden wir uns beide in der SED wieder.

Können Sie sich noch erinnern, was Sie am 2. April 1949 mit dem Journalistenberuf verbunden haben, am Tag Ihrer ersten Reportage (Oertel 1984: 16-19)?

Das war ja ein Zufall. Ich war Neulehrer, mit 240 Mark im Monat und ohne große Träume. Erst traf ich einen Kumpel auf der Straße, der mir von dem neuen Rundfunkstudio in Cottbus erzählte, und dort saßen dann zwei mürrische Typen, die meinen Namen aufschrieben und sagten, es werde noch jemand für ein Handballspiel am Sonntag gesucht. Was wäre ich heute, wenn sie jemand anderes gefunden hätten? Zufälle spielen im Leben eine riesige Rolle. Oder?

»Hört, hört! Ich habe hier den schönsten, den herrlichsten Beruf der Welt!« wollte der Lehrer Oertel vor Freude rufen, wenn er sich nachmittags in einen Radiomann verwandeln konnte (Oertel 1984: 19f.). Wie viel Freiraum hatte ein freiberuflicher Nachrichtenschreiber und Moderator im *Studio Cottbus* Ende der 1940er, Anfang der 1950er Jahre?

Ich konnte machen, was ich wollte. Alles. Ich hatte aber auch überhaupt keine parteipolitischen Interessen oder Absichten. Ich habe die Schlagler angesagt, ich habe etwas über den Sport erzählt. Alles vollkommen unpolitisch. Es hat auch keiner gefordert: Da muss doch etwas anderes kommen.

Hat niemanden interessiert, was Sie da machen?

Interessiert schon. Erzählt der Mist? Haben wir Hörer? Ob man aber politische Dinge von sich gab oder nicht, das spielte überhaupt keine Rolle. Wir reden von 1949, April, Mai. Die DDR gab es da noch gar nicht.

Wissen Sie noch, warum man 1952 neben Erich Selbmann ausgerechnet Sie zu den Olympischen Spielen nach Helsinki geschickt hat, einen Neuling, noch nicht einmal 25 Jahre alt?

Das kann ich Ihnen sagen, in aller Sachlichkeit. Ich war der Beste von denen, die zur Verfügung standen. Mit der Friedensfahrt hatte ich einen riesigen Erfolg. Als ich im Mai 1952 in die Stadien kam, standen die Leute auf und applaudierten. Durch die Übertragungen war ich für Millionen über Nacht ein Begriff geworden.

Wenn Sie die Radio-Sportredaktion von 1952 mit der von 1988 vergleichen müssten: Wie würden Sie das machen?

Warum gerade mit 1988?

Das Ende der DDR und noch keine Wendezeit.

Das lässt sich auf einen simplen Nenner bringen. Am Anfang war es nahezu unpolitisch. Sehr angenehm, sehr locker. Wir waren alle in einem ähnlichen Alter und hatten eine ähnliche Vergangenheit. Wolfgang Hempel, Wolfgang Reichardt, Werner Eberhardt. Ich könnte noch mehr Namen nennen. Das war die beste Journalistenzeit meines Lebens. Ab Ende der 1950er Jahre wurde es dann immer politischer.

Meinen Sie die Inhalte oder den Einfluss von außen?

Sowohl als auch. Ich weiß nicht, ob Sie die Situation in den 1950er Jahren kennen. Die Politik des Ostens war: Deutsche an einen Tisch. Mit dieser Losung hatte keiner ein Problem. Wir mussten das auch gar nicht verkaufen. Die Spalter saßen für uns im Westen. Das war mit dem Mauerbau vorbei. Die Abteilungsleiter und noch Höhere haben versucht, sich einzumischen. Auch in den Sport.

Was heißt das?

Sie wollten, dass die Reporter Stellung nehmen. Die Abteilungsleiter mussten ja ihr Soll an politisch richtigen Äußerungen abliefern. Als Reporter musste man das nicht. Ich habe nicht einen politischen Kommentar geschrieben. Bei mir gab es fast nur Live-Sendungen.

Gab es hinterher Beschwerden?

Hin und wieder haben die Intendanten so etwas erzählt. Wenn Dynamo gegen Vorwärts spielte und Erich Mielke oder die Armeegeneräle meinten, ich hätte zu wenig über ihre Mannschaft gesagt. Das hat mich aber überhaupt nicht berührt. Vieles davon ist vermutlich gar nicht bis zu mir vorgedrungen.

Wie das?

Ich war in der DDR einer der bekanntesten und populärsten Menschen. Die Oberen hatten Angst, dass Oertel über Nacht verschwindet. Das wäre ein Riesenskandal gewesen. Ich hätte das nie gemacht, aber die Befürchtung gab es immer. Am Mikrofon hatte ich deshalb freie Hand.

Es gab Lehrgänge für Reporter und Agitationskommissionen beim DTSB. Hat das in Ihrem Alltag eine Rolle gespielt?

Überhaupt keine. Vor München 1972 war ich ein einziges Mal bei so einem Lehrgang. Drei Stunden. Da sprach Hans Modrow. Ich war auch nie

bei einer Agitationssitzung. Viele enttäuscht das heute, aber man hat mich weitgehend in Ruhe gelassen. So war's.

Warum soll uns das enttäuschen?

Viele sind nicht an einer sachlichen Darstellung interessiert. Ich habe keinen Grund, mich zu loben, in meinem Alter. Aber: Ich habe mir diese Position durch Leistung erarbeitet. Heinrich Müller oder Paul Schmuckebier hätten das genauso haben können, wenn sie zu Ähnlichem in der Lage gewesen wären.

Wir haben in Ihren Büchern nur einmal den Namen von Klaus Huhn gefunden, den Sie ja nicht nur bei der Friedensfahrt getroffen haben dürften. Gibt es für diese Leerstelle einen Grund?

Ja. Huhn ist ein sehr guter Journalist, aber ein Dogmatiker. In der DDR gab es viel zu loben, aber auch viel zu kritisieren. Leute wie Huhn sehen nur die eine Seite. Wenn wir uns unterhielten, gab es meist Streit. Er wird mich sicher ähnlich behandeln.

Für uns ist Huhn auch deshalb interessant, weil er die Sportjournalistensektion im VDJ genutzt hat, um andere Zeitungen zu beeinflussen. War das auch im Hörfunk oder im Fernsehen zu spüren?

Dort hatte er keinen Zugang. Zu mir schon gar nicht.

Als Sie *He, he, he* erfunden haben, hatte die Sportführung gerade entschieden, nur noch Sportarten zu fördern, die Olympiamedaillen versprachen (vgl. Friedrich 2010: 180). Haben Manfred Ewald und der DTSB nicht gemerkt, dass es in Ihrer Sendung vor allem um den »kleinen Sport« ging, oder wurde das bewusst toleriert?

Es gab nie eine Beschwerde. Ich habe meine Ideen dort platziert, wo im Programm Luft war. Den *Sonntagmorgen* im *Berliner Rundfunk* und den Sport am Sonnabendvormittag. Das war eine ideale Zeit. Der DDR-Mensch putzte im Trainingsanzug sein Auto und hörte Radio.

Welchen Stellenwert hatte der Sport im DDR-Hörfunk?

Einen sehr großen. Die Leute mochten die Übertragungen. Auch weil sie merkten, die DDR-Reporter sind meist besser als die westdeutschen. Nicht nur Oertel.

Was war für Sie damals guter Radio-Sportjournalismus?

Fachliches Wissen, gepaart mit bester Rhetorik. Damals wie heute. An der Rhetorik hapert es hundertfach. Es gibt jämmerliche Sprecher. Das wäre früher unmöglich gewesen. Bei uns brauchte man am Anfang einen Sprecherpass, um in den Bereich zu kommen, in dem die Mikrofone standen. 1950er Jahre, wohlgemerkt.

Ihr Fernseh-Kollege Gottfried Weise war gegen jede Art von emotionaler Übersteigerung und hat das auch damit begründet, dass die DDR eine Mangelgesellschaft gewesen sei und die Menschen Übertreibungen abgelehnt hätten (Friedrich 2010: 267). Wie passt das zu Ihrer Art, Sportereignisse zu übertragen?

Ich wundere mich, dass er das heute immer noch so sagt. Weise hatte Glück und gute Fürsprecher, um ans Mikro zu kommen. Es war nicht seine Sache, die Leute zu begeistern. Ich hatte den Zuspruch des Publikums.

Ihre Bücher sind voller Dankbarkeit – für die Erfolge, die Sie erleben durften, für die Menschen, die Sie getroffen haben. Müssten diese Menschen nicht eher Ihnen danken, dem Reporter, der sie berühmt gemacht hat?

Beides hängt irgendwie zusammen, das stimmt. Zu den allermeisten Sportlern habe ich bis heute ein sehr gutes Verhältnis. Täve Schur, Waldemar Cierpinski und viele andere...

Man kann die Frage noch etwas zuspitzen: Welchen Anteil hatte Heinz Florian Oertel am Sportwunder DDR?

Darüber habe ich nie nachgedacht. Wenn ich irgendwo einen Anteil habe, dann beim Breitensport. Dafür habe ich viel getan.

Mit *He, he, he* oder mit dem Berliner Neujahrslauf.

Das war etwas ganz Neues in Deutschland. Ich bin von Sao Paulo ausgegangen, vom Silvesterlauf. Es ist schön, dass meine Idee den politischen Farbenwechsel überdauert hat. Sicher habe ich auch die Friedensfahrt populär gemacht. Aber Fußball, Eiskunstlaufen, Leichtathletik: Das wäre auch bekannt geworden, wenn es Müller oder Krause übertragen hätten. Da zählen immer die Leistungen der Athleten.

Sie haben im Fernsehen viele besonders lukrative Ereignisse bekommen, obwohl Sie beim *Berliner Rundfunk* angestellt waren. Was haben die TV-Kollegen dazu gesagt?

Bestimmt waren viele eifersüchtig. Daraus ist aber keine Feindschaft entstanden. Volkes Stimme war überzeugend. Man wusste, dass ich bei allen Umfragen Spitzenreiter war.

Wissen Sie, wie die Reporter für die Ost-West-Begegnungen ausgewählt wurden? Zum Beispiel für das Fußball-WM-Spiel 1974?

Ich wurde von der Fernseh-Sportredaktion ausgewählt. Ich bin nach Hamburg mit der Strategie gefahren, ohne Emotionen zu übertragen. Das Spiel selbst war schon aufgeladen genug. Ich habe das ganz sachlich gemacht, für viele verblüffend sachlich. Ohne dass jemand auf mich eingewirkt hätte. Wer sich schon gefreut hatte, war sehr enttäuscht.

Worauf konnte man sich gefreut haben?

Jetzt wird er vielleicht reinfallen. Entweder würdigt er die Bundesrepublik zu viel oder gar nicht. Oder die DDR zu viel oder gar nicht. Da konnte man nur ohne Emotionen unbeschädigt bleiben.

Sie sind 17 Mal Fernsehliebling geworden und haben sich trotzdem bis zum Schluss beim Radio wohler gefühlt (Oertel 1997: 135). Wie passt das zusammen?

Ich bin durch und durch Radiomensch. Dort liegen meine Stärken. Im Fernsehen darf man nicht frei improvisieren. Ich hatte am Anfang auch Ärger mit dem Publikum, weil ich zuviel erzählt habe.

Warum sind Sie trotzdem immer wieder nach Adlershof gefahren?

Das Fernsehen ist nun einmal die Nummer eins, egal was das Radio unternimmt. Eigentlich hätte ich 50 Jahre früher geboren werden müssen.

Was hat dann für die Ausflüge in die Fernsehunterhaltung gesprochen, was für *Porträt per Telefon*?

Ich habe mich immer als journalistischer Mehrkämpfer gefühlt. Nur Sportreporter: Das hätte mich nie befriedigt. Das weite Feld der Unterhaltung war da ein wunderbarer Tummelplatz. Ich habe auch den Sport immer als Unterhaltung gesehen.

Sie haben drei Wunschgäste erwähnt, die nicht zu *Porträt per Telefon* kommen durften: Stefan Heym und die beiden Strittmatters. Wer hat so etwas entschieden?

Das kann man hinterher schwer feststellen. Verantwortlich war ich. Das war meine Sendung. Ich habe auch die Gesprächspartner ausgewählt. Manchmal wurde aus meiner Liste jemand gestrichen und manchmal wurde ein Name dazugeschrieben. Meist aber nicht. Zu 95 Prozent hatte ich freie Hand.

Gibt es Gäste, auf die Sie heute, im Rückblick, besonders stolz sind?
Manfred von Ardenne, Walter Felsenstein, Kurt Masur. Auch Helga Hahnemann.

Woher wussten Sie, was Sie live fragen können und was besser nicht?
Das ist ein interessanter Punkt. In dieser Sendung hätte jeder etwas sagen können, was uns Ärger gebracht hätte. Das ist aber nie passiert. Auch bei Gunther Emmerlich nicht, der jetzt ja oft revolutionäre Dinge sagt.

Haben Sie sich vorher abgesprochen? Zum Beispiel: Darüber reden wir besser nicht?

Nie. Das finde ich immer noch großartig. Es gab in diesem Land eine Übereinkunft: Wir wissen, wo wir hier Fernsehen oder Radio machen, und wir wissen, wie weit wir dabei gehen können. An diese Übereinkunft hat sich jeder gehalten.

Ralf Bachmann vom ADN hat uns gesagt, ein guter Redakteur hätte diese Übereinkunft im Blut gehabt. Für Historiker ist das natürlich unbefriedigend.

Ich glaube, es gibt heute ähnliche Markierungen. Wer wird denn zu Live-Sendungen eingeladen und wer nicht? Viele meiden mich wie die Pest, weil sie wissen, ich sage etwas gegen den Afghanistan-Krieg und dagegen etwas und dort gegen...

Für viele der Zeitungsjournalisten, die wir befragt haben, waren die späten 1980er Jahre die schlimmste Zeit ihres Berufslebens. Passt das zu Ihren Erinnerungen?

Am schlimmsten waren für mich die 1960er Jahre. Nach dem Mauerbau wurden wir überall gefragt, was denn bei uns los sei. Die Mauer war eine Katastrophe!

Sie haben über das Verhältnis zu den Journalistenkollegen aus dem Westen geschrieben, dass zum Abkapseln immer zwei Seiten gehören würden (Oertel 1997: 109). Was haben die DDR-Reporter falsch gemacht und was die aus der Bundesrepublik?

Die Fehler lagen eindeutig auf bundesdeutscher Seite. In den 1950er Jahren waren die Kontakte noch sehr gut. Mit Herbert Zimmermann, mit Harry Valérien. Wir hatten den gleichen Lebenshintergrund, wir hatten den Krieg erlebt. Die jungen Leute, die später dazukamen, kannten diese Welt nicht mehr. Uns gegenüber waren sie immer arrogant und überheblich.

Wie wäre die Karriere von Heinz Florian Oertel zu Ende gegangen, wenn die DDR weiter existiert hätte?

Es wäre keine Karriere mehr gewesen. Ich war zur Wende 64 Jahre alt. Meine Spiele waren gespielt. Ich hätte versucht, etwas Akademisches zu tun. Über Rhetorikprobleme sprechen, Bücher schreiben. Ähnlich wie jetzt auch.

In 30 Jahre wie ein Sprint beschreiben Sie sich als glücklichen Menschen, auch weil die Zeit so schnell vergangen sei. Gilt diese Selbstbeschreibung immer noch?

Voll und ganz. Ich lebe in einer Demokratie und mit einer Verfassung, die ich sehr schätze. Und ich habe vier deutsche Geschichtsepochen erlebt. Das ist der größte Reichtum meines Lebens.

Diese Fragen zielen auch auf Ihre Erfahrungen nach 1990, auf den Umgang mit dem Erbe des DDR-Sports, mit den Trainern, mit den Reportern.

Der Sport ist da ja keine Ausnahme. Die Westdeutschen sehen sich als Sieger der Geschichte. Ich selbst habe das nicht so gespürt. Mit 64 kann man manchem voller Genugtuung den Vogel zeigen.

Wenn Sie die Zeit zurückdrehen könnten: Würden Sie als Sportreporter und Fernsehunterhalter in der DDR etwas anders machen?

Ich würde alles, was mir an Glück widerfuhr, noch einmal besitzen wollen. Aber das ist schon fast vermessen.